

Buchbesprechungen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte =
Revue suisse d'art et d'archéologie = Rivista svizzera d'arte e
d'archeologia = Journal of Swiss archeology and art history**

Band (Jahr): **44 (1987)**

Heft 1

PDF erstellt am: **18.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen

L'art des cavernes. Atlas des grottes ornées paléolithiques françaises.
Vorwort von ANDRÉ LEROI-GOURHAN. (Ministère de la Culture et Imprimerie nationale, Paris 1984). 640 S., 266 Abb. davon 32 farbig, 120 Pläne, 338 Umzeichnungen, Index, ausführliche Bibliographie.

Noch vor hundert Jahren hätte wohl kaum jemand daran gedacht, dass einmal ein spezieller Atlas über die Fundplätze mit paläolithischer Höhlenkunst notwendig wird. Die Entdeckung der ersten Kunstwerke, etwa die Tiergravierungen im Kesslerloch bei Thayngen 1873/74 oder die Höhlenmalereien von Altamira in Spanien 1879, führten anfänglich zu heftigen Diskussionen um die Echtheit derartiger Werke, die nicht so recht in das Bild des «primitiven Urmenschen» passen wollten, wie man es im späteren 19. Jahrhundert vor Augen hatte. Noch 1880 meinte J. de Mortillet am Congreso Internacional de Anthropologia y Arqueologia in Lissabon, mit den Malereien von Altamira wolle man die damals noch junge Wissenschaft der Archäologie lächerlich machen. Zahlreiche weitere Entdeckungen und nähere Untersuchungen führten in der Folgezeit aber zur Einsicht, dass die Darstellung längst ausgestorbener Tiere nur vom prähistorischen Menschen selber stammen könne, somit alt sein müsse. Die entdeckte älteste «Kunst» rückte plötzlich gar ins Zentrum der archäologischen Forschung im franko-kantabrischen Raum. Heute ist die Paläolithforschung in Frankreich und Spanien nicht mehr wegzudenken und die Publikationen über die Kunst der Eiszeit sind kaum mehr zu überblicken. Der schon lange gehegte Wunsch nach einem Übersichtswerk der paläolithischen Stationen mit Parietalkunst ist daher verständlich und mit dem jetzt erschienenen Werk «L'Art des Cavernes. Atlas des grottes ornées» zumindest für Frankreich erfüllt worden.

Den Hauptteil des vorliegenden ersten Bandes der neuen Reihe «Atlas archéologiques de la France» stellt der Katalog dar. Auf rund 600 Seiten werden, nach Regionen gegliedert, alle bekannten Fundstellen mit paläolithischer Höhlenkunst – Malereien, Gravierungen, Reliefskulpturen – vorgestellt. Die Präsentation der einzelnen Fundstellen gliedert sich in die Abschnitte Lage und Beschreibung des Fundortes, Geologische Verhältnisse, Entdeckungsgeschichte, Beschreibung der Kunstwerke, Interpretation und Datierung, Erhaltungszustand. Die kurze, prägnante Darstellung des jeweiligen Platzes wird ergänzt durch Pläne, Profilzeichnungen, Abbildungen der Kunst und Literaturangaben. Dem Katalog vorangestellt, behandelt eine 60seitige Einleitung in kurzen Abrissen wichtige Aspekte der Höhlenkunst: Geologie, Klima und Umwelt der Eiszeit, Chronologie und Kulturgliederung des Jungpaläolithikums, Entdeckungsgeschichte und Forschungsstand, Erhaltung und Problematik der Konservierung. Einige Farbtafeln illustrieren die Erörterungen. Am Schluss des Bandes folgt ein ausführliches Literaturverzeichnis, ein Autorenindex, ein Verzeichnis wichtiger Fachausdrücke sowie ein Ortsregister. In seiner Art ist der vorliegende Atlas eine hervorragende Ergänzung zu dem 1965 erschienenen Standardwerk «Préhistoire de l'Art occidental» von André Leroi-Gourhan, das auch in deutscher Übersetzung erschienen ist (Prähistorische Kunst, Herder 1978). Basierend auf einer langjährigen Materialaufnahme des Autors legte jenes Buch umfassend die Ergebnisse seiner Untersuchungen vor. Das Schwergewicht der Arbeit lag weniger in der Beschreibung der einzelnen Fundplätze als in der Darstellung der Themen und Motive, der chronologischen Entwicklung und der Sinndeutung der paläolithi-

schen Kunst insgesamt. Einbezogen in die Betrachtungen wurde auch die mobile Kleinkunst, die im vorliegenden neuen Atlas unberücksichtigt bleibt. Für sie wäre ein separater Atlas natürlich ebenso wünschenswert.

Markus Höneisen

*

JÜRGEN RYCHENER und PETER ALBERTIN: *Ein Haus im Vicus Vitudurum – die Ausgrabungen an der Römerstrasse 186.* Mit Beiträgen von Hans Markus von Kaenel und Beat Rütli. CHRISTIANE JACQUAT: *Römerzeitliche Pflanzenfunde aus Oberwinterthur.* Berichte der Zürcher Denkmalpflege, Monographien 2. Beiträge zum römischen VITUDURUM – Oberwinterthur 2. (Orell Füssli Verlag, Zürich 1986). 264 S., 82 Taf., zahlreiche Abb.

Im Abstand von nur knapp zwei Jahren ist ein 2. Band der Vitudurum-Publikation dem ersten gefolgt.¹ Diesmal handelt es sich um ein Haus an der Römerstrasse, und nicht nur diese, sondern auch die Parzelle selbst ist sozusagen von damals bis heute über die Zeiten hinweg dieselbe geblieben. Das Grundstück liegt im jetzigen Dorfkern im Gegensatz zu der ergrabenen, ganzen römischen Häuserzeile weiter westlich im Unteren Bühl, die noch nicht ausführlich publiziert ist, aber von der man partiell schon einiges erfahren hat.

In der Einleitung und dem anschliessenden Überblick über die Befunde und die Chronologie bieten die Autoren eine klare und aufs Wesentliche konzentriertere Gesamtschau auf das, was das Buch bringt. Auf dem römischen Grundstück liessen sich stratigraphisch gut fassbare Bauphasen (A–D) unterscheiden und mit Hilfe der Funde datieren. A–C umfassen das erste Jahrhundert n. Chr., D läuft im 2. Jahrhundert aus.

Das Interessanteste an dieser Grabung waren die ungewöhnlich gut erhaltenen Reste von Holzkonstruktionen. Drei kleine Häuser der Phase A wurden in einfachster Pfostentechnik erstellt und mit Stroh gedeckt. Darauf folgte in B ein grösseres Haus mit Pfosten und in einen Rahmen eingeschobenen Stabwänden, dieses mit Schindeln gedeckt. Im Hinterhof gehörte dazu ein kleines Nebengebäude und eine Latrine. Die nächste Phase, nun in Schwellbalkentechnik, liegt genau über der vorhergehenden. Die Balken haben Steinunterlager und es gibt auch gemörtelte Mauerfundamente. Phase C endet mit einer Brandschicht, die ins frühe 2. Jahrhundert datiert wird. Von der obersten Phase D sind nur noch geringe Reste vorhanden.

Die S. 16–45 bringen in Wort und Bild eine Fülle von interessanten Details: Schichtprofile, Bretterböden, Pfostenreste, eine Firstpfette mit Einarbeitung, die die Dachneigung rekonstruieren lässt, genutzte Schwellbalken, einen verzierten Dachbalkenkopf, eine mit Holz ausgekleidete Latrinengrube. In einem Fall sieht man im Lehm Abdrücke von ehemals eingelagerten Amphoren. Zu allen diesen Einzelheiten sind sehr gute, erklärende Zeichnungen gegeben. Im Text sind bereits reichlich Hinweise auf die datierenden Funde eingestreut.

Zur zeitlichen Fixierung hat die Dendrochronologie höchst willkommene Daten geliefert. Die Tabelle der Ergebnisse (S. 54) zeigt, dass das Haus A im Jahre 1 v. Chr. gebaut wurde, denn 5

¹ s. Rezension in ZAK 1985, 65ff. Dort bereits Gesagtes über ältere Kenntnisse zum römischen Vitudurum wird hier nicht wiederholt.

Bäume für seine Pfosten sind in diesem Jahr geschlagen worden. Ein weiterer Baum ergab das Fälldatum 5 v. Chr., er muss also aus einem Restbestand von einer anderen, noch früher erbauten Konstruktion in der Nähe stammen. Weitere Dendrodaten der Phase A ergaben das Jahr 12, aus Phase B die Jahre 8, 20, 24 und 35 n. Chr. Die Grenze zwischen beiden Phasen ziehen die Autoren aufgrund der Funde aus einer Planierungsschicht kurz vor 20 n. Chr. Diese Schicht enthält sehr viel ausgesprochen spätaugusteisch-früh-tiberisches Material: einige Stücke in Spät-Latène-Tradition, etwas Arretina, sehr viel einheimische Terra-Sigillata-Imitationen in bester Ausführung. Dass dabei auch Querschläger mit hineingerutscht sind, wie die Relief-Sigillaten Nr. 54 und 62, kann bei einer Planie mit so vielem Material kaum stören.

Haus A wurde also um 20 abgebrochen, und das hernach erbaute Haus B dürfte bis in die Jahre 40–55 n. Chr. bestanden haben. Dann wurde nochmals planiert, die nächste Phase läuft bis um «110/120» und schliesst mit einer Brandschicht ab, die sich möglicherweise durch den ganzen Vicus zieht. Was darüber noch folgte, bleibt im Ungewissen. Es sind keine Strukturen mehr da, nur vereinzelte Scherben des 2. und 3. Jahrhunderts.

S. 46–83 folgt die Darstellung der Funde, wobei der dominierenden Keramik in bester Weise alle nur möglichen Aussagen abverlangt werden. Es gibt 50 Tabellen mit Histogrammen nach Scherbenzahl, Individuenzahl, Gewicht, Typen, Durchmesser etc., meist in Prozentwerten dargestellt. Dazu gehören dann ab S. 101 weitere 53 Tabellen mit den Zahlenwerten. Man tut gut daran, sich hier die absoluten Zahlen anzusehen, die in manchen Fällen eben doch sehr klein sind, worüber die Prozentwerte leicht hinwegtäuschen können. Vielfach sind Vergleichszahlen eingebaut, etwa aus dem Keramiklager vom Unteren Bühl und aus der 69 n. Chr. datierten Brandschicht von Baden, womit eine gute Erweiterung des Horizontes gegeben wird.

Optisch sehr gut gemacht ist eine grosse, allgemeine Übersichtstabelle S. 62/63, und hier wird einem auch besonders klar, wie eminent wichtig das Heraussschälen der Phase A gewesen ist. Es gab bisher bei uns keinen Fundkomplex, den man mit solcher Sicherheit in die beiden ersten Jahrzehnte unserer Zeitrechnung datieren konnte. Man sieht z.B., dass in Vitodurum in dieser Zeit 54 Schüsseln in einheimischer Sigillata-Imitation nur 11 solchen aus importierter Sigillata aus Südgallien gegenüberstehen. Die Zahlen für Teller und Tassen sind dagegen in beiden Kategorien gleich, um die 20 Stück. Die einheimischen Töpfer decken also einen Bedarf ab, dem eine Versorgungslücke im Import entsprochen haben muss. Man wird dem Phänomen noch in etwas grösserem Rahmen nachzugehen haben. Andernorts könnten die Verhältnisse nicht die gleichen sein. Die vorliegende Publikation bietet jedenfalls hierfür eine Fülle von Zahlen als Ausgangsmaterial für Vergleiche.

Der kurz gefasste Katalog zu den abgebildeten 1046 Fundstücken genügt bei der stark auf Datierungsmethodik ausgerichteten Zielsetzung des Buches. Kleinere Schönheitsfehler darin lohnen eine Erwähnung nicht. Unsicherheiten zeigen sich vor allem bei den Reliefsigillaten. Immerhin mögen wenige, unten folgende Beispiele zeigen, dass genauere Einzelbestimmungen oft den Horizont weitende Einblicke ermöglichen, die einem sonst verloren gehen.

Christiane Jacquat bietet in einem besonderen Teil eine Übersicht der Pflanzenfunde nicht nur aus diesem einen Grundstück, sondern auch vom Unteren Bühl. Es ist die erste Untersuchung dieser Art in der Schweiz für die Römerzeit seit den Arbeiten von Neuweiler 1908 und 1927 über Pflanzen aus Vindonissa. In Oberwinterthur wurden 35 Proben genommen, die die Bestimmung von mehr als 10 000 Samen und Früchten erlaubten, die sich auf 180 Arten verteilen. Das sind einerseits Getreidearten, Gewürzpflanzen und Ölpflanzen und andererseits wohl weitgehend gesammelte Früchte,

was nicht ausschliesst, dass in Gärten auch Äpfel-, Birnen-, Pflaumen- und Nussbäume standen. Erstaunlich viele Pflirsichkerne kommen vor. Feigen hingegen werden wohl getrocknet importiert worden sein. Die zahlreichen Unkräuter lassen auf Sommerkulturen und wenig entwickelte Ackerbaumethoden schliessen. Einige dieser Kräuter sind in Farbaufnahmen vorgelegt: sie sind heute im Aussterben. – Das hintere Vorsatzblatt zeigt in einer anschaulichen Skizze, wie man sich etwa ein Haus in Vitodurum in seiner Umgebung vorstellen kann: Eine Synthese der archäologischen und botanischen Untersuchungen, hypothetisch zwar, aber sehr hübsch gemacht. – Die ungemein sorgfältige und informative Arbeit von Frau Jacquat sollte von botanischer Seite speziell gewürdigt werden.

J. Rychener hat im ersten Band, über die Grabungen auf dem Kirchhügel, S. 68 eine gute historische Analyse der Funktion des Vicus Vitodurum als Etappen- und Remontenort an einer wichtigen Strasse gegeben. Die Militärverwaltung brauchte hier eine Station für durchziehende Truppen. Diese Funktion wird durch einige der neuen Fundstücke anschaulich beleuchtet. V. v. Gonzenbach hat in ihrer Arbeit über die Verbreitung der vom Militär gestempelten Ziegel (Bonner Jahrbücher 1963) für Vitodurum eine Kreuzung der West-Ost-Strasse (Vindonissa – Pfyn – Bregenz) mit einer Süd-Nord-Linie eingezeichnet, mit einem von ihr postulierten Verlauf von Kempraten nach Eschenz. Einen Fingerzeig für diese Südverbindung bietet nun eine Tasse mit Fusssohlenstempel des arretinischen Töpfers Murrius (Nr. 352, nicht Form Haltern II, sondern 9). Dieser Mann hat in tiberischer Zeit massenhaft nach Oberitalien geliefert. Im Norden kannten wir seine Stempel bis jetzt nur aus Chur, Kempten und vom Auerberg. Diese Orte hängen alle am gleichen Lieferstrang über die Bündner Pässe, und dazu kommt nun eben Vitodurum. Die schon lange bekannten augusteischen Arretina-Stempel vom Kirchhügel hingegen sind auf dem westlichen Weg via Gallien hierher gekommen. Ferner halte ich es für möglich, dass auch zwei aus dem Rahmen fallende Reibschalen (Nr. 644, 645) italischer Herkunft sind und denselben Weg genommen haben wie die Murrius-Tasse. Wenn Vitodurum an einer Strassenkreuzung lag, war der Ort militärisch um so interessanter. Dass Soldaten zum mindesten hier durchzogen, beweisen das Phallus-Amulett und der kleine Anhänger (Nr. 209 und 1027). Beides sind typische Ausrüstungsstücke, die in grosser Zahl in den Militärlagern gefunden werden (Oberhausen, Vindonissa, Rheingönheim). Sodann dürfte auch die von weither gereiste Fibel (Nr. 1023), eine ausgesprochen germanische Variante der Augenfibel, durch einen Soldaten hierher gebracht worden sein.

Zum Schluss sei allen Autoren sowie den beteiligten Redaktorinnen für die gründliche und gut durchorganisierte Vorlage einer interessanten Ausgrabung bestens gedankt. Elisabeth Ettlinger

*

CARLO PAVIA und CLAUDIO MOCHEGIANO CARPANO: *Unter den Strassen von Rom. Ein archäologischer Führer zu den verborgenen Stätten der Antike und des frühen Christentums.* (Herder Verlag, Freiburg/Basel/Wien 1986). 180 S., 197 Abb. davon 173 farbig.

Das antike Rom ist immer wieder lehrreichster und aufschlussreichster Ausgangspunkt, um eine gute Vorstellung antiker Architektur zu gewinnen. Der neue Bildband des Photographen Carlo Pavia, kommentiert mit Texten von Claudio Mochegiano Carpano von der Soprintendenza für das Altertumswesen der Stadt Rom, führt für einmal nicht zu den hinlänglich bekannten Monumenten, sondern zu den fast unzugänglichen und selten besuchten Ruinen, die unter der Erdoberfläche liegen. In den vielen Jahrhunderten

seit der Gründung Roms haben Brände und Kriege die Häuser immer wieder in Schutt und Asche gelegt. Bis zu 20 Meter unter den Strassen des heutigen Roms ruhen solche Zeugen der Geschichte. Die Schuttschichten haben sie für die Nachwelt gerettet. Manche dieser unterirdischen Ruinen waren allerdings von Anfang an unter der Erde errichtet worden: Kultbauten der Mysterienreligionen und letzte Ruhestätten der Toten. Andere Bauwerke sind aber erst im Laufe der Zeit unter den Erdboden geraten. Wer einmal die antike Nekropole unter St. Peter im Vatikan besichtigt, dem wird sogleich bewusst, wie in Rom die Vergangenheit im Boden «versinken» konnte und musste. Über den Ruinen aber begann neues Leben zu blühen.

Das Geheimnisvolle dieser antiken Unterwelt schlug offenbar den Photographen in Bann. Seine ausgezeichneten Photos lassen denn auch diese seltsame, zauberhafte Stimmung miterleben. Aber das ist nur ein Teilaspekt dieses Buches. Darüberhinaus bieten diese unterirdischen Denkmäler eine Fülle eindrucklicher Architektur und Kunst. Was oberirdisch verfallen ist und nur noch in nacktem Ziegelmauerwerk als Gerippe erhalten blieb, ist unterirdisch zum Teil sehr gut erhalten. Die Wände tragen noch Wandverkleidungen, frisch wirkende Wandmalereien und grossartige Stukkaturen. Der Leser wird zu 63 Stätten geführt. Die erste Bildfolge gilt Bauwerken des täglichen Lebens, kaiserlichen Palästen und aristokratischen Villen, Thermen, Tavernen und Theatern. Anschliessend folgen Kultstätten: Tempel, Altäre, Heiligtümer der spätantiken Mysterienkulte, Gebetsorte und Basiliken. Grabstätten und andere unterirdische Denkmäler schliessen das Werk ab. Zusammen mit den Kultstätten sind die heidnischen Mausoleen und Kolumbarien sowie die christlichen Katakomben die eindrucksvollsten Orte, wo der Besucher die antike Atmosphäre noch unmittelbar zu spüren vermag. Der wissenschaftliche Gewinn ist für die Archäologie der römischen Provinzen nicht unbedeutend. Was dort meist nur noch als Bruchstück und klägliche Ruine zu erfassen ist, kann hier in Rom ganzheitlich im ursprünglichen Zauber erlebt werden.

Rudolf Degen

*

LAMBERT SCHNEIDER: *Die Domäne als Weltbild. Wirkungsstrukturen der spätantiken Bildersprache*. (Franz-Steiner-Verlag, Wiesbaden 1983). 289 S., 50 Abb.

Will man den Zeichen, die die vielen Ausstellungen des letzten Jahrzehnts gesetzt haben, Glauben schenken, dann erlebt die Erforschung der Spätantike zur Zeit eine hohe Blüte. Bemühungen um die Bedeutung und Funktion der spätantiken Bildwelt sind jedoch, soweit es sich nicht um christliche Darstellungen oder solche der Staatskunst handelt, kaum zu verzeichnen. Der grosse Kreis der bukolischen, georgischen und maritimen Darstellungen, in die oft mythologische Szenen und Figuren eingefügt sind, oder auch die Jagddarstellungen sind in ihrer Bedeutung und Beziehung zueinander nie umfassend untersucht worden. Die Studie von L. Schneider, die sich mit solchen Darstellungen auf Mosaiken, Wandmalereien und wertvollem Gerät beschäftigt, ist, da sie die Bilder nicht von vornherein als bloss dekorativ abtut und ihnen damit eine spezifische Bedeutung und Funktion abspricht, wohl als die wichtigste Publikation zur spätantiken Kunst der letzten Jahre zu bezeichnen.

Gründend auf semiotischen und teilweise strukturalen Modellen versucht L. Schneider ein Verständnis des angesprochenen Darstellungskreises über die ausführliche Analyse grosser Bildkomplexe, wie sie ein Mosaik oder die Gesamtheit der Darstellungen auf einem Gerät bilden, zu gewinnen. Es geht dem Autor jedoch nicht «um die Aufdeckung irgendeines inneren Seins von Werken» (S. 1), sondern um das Verständnis «von Relationen im Wechselverhältnis von Kunst und Gesellschaft» (S. 1). Die im folgenden untersuchten

Bildkomplexe werden nicht als in «sich abgeschlossene und sinnerfüllte Werke» (S. 1) untersucht, sondern als Teile einer übergreifenden «Bildersprache», deren «Funktionsweisen» und «Wirkungsstrukturen», wie der Untertitel der Studie besagt, es zu rekonstruieren gilt. «Erklärung bedeutet unter diesem Gesichtspunkt... nicht die Angabe von Ursachen im Sinne historischer Antezedentien, sondern ein detailliertes Verständnis der Rolle einer Bildersprache in den Lebensprozessen, die sie hervorgebracht haben und in denen sie gewirkt hat» (S. 1).

Die Untersuchung erstreckt sich dementsprechend auf *einen* Zeithorizont, nämlich das 4. und frühe 5. Jh. n. Chr. Die Tradition der untersuchten Bildwelt bleibt in der Regel ausgeschlossen (was wohl auch die Weite des Komplexes geraten erscheinen liess), obwohl gerade bei der Rekonstruktion des «Handlungsrahmens» ein Blick auf die frühkaiserzeitliche Tradition von otium und Landleben wünschenswert und hilfreich wäre. Als «Handlungsrahmen» für die zu besprechenden Darstellungen wird in der Einleitung (S. 1–4) die spätantike Domänenwelt benannt und im anschliessenden ersten Teil der Studie (S. 5–84), die sich der Analyse einzelner Bildkomplexe widmet, detailliert rekonstruiert. Mit vier Beispielen, dem Silberkasten der Proiecta (S. 5–38), den Malereien in der Grabkammer von Silistra (S. 39–55), Mosaiken mit maritimer Thematik aus Karthago und Djemila (S. 56–67) sowie dem Dominius-Julius-Mosaik aus Karthago (S. 68–84) wird der «Handlungsrahmen» abgesteckt: das spätantike Domänenwesen und das sich in Repräsentation und Zeremoniell ausdrückende Leben der Nobilität. Die Untersuchung stützt sich auf genaue Beobachtung des einzelnen Bildkomplexes und legt der Interpretation sorgfältige Analysen der Form, in der Hauptsache der Komposition, zugrunde, nimmt sie also im Gegensatz zu einer häufig geäusserten Forschungsmeinung als schlüssig gestaltete Komplexe ernst. Dieses Vorgehen ist besonders hervorzuheben, da die Gefahr nahe lag, eine vorformulierte These lediglich mit Denkmälern zu belegen, anstatt sie aus den Denkmälern und den ihnen eignenden formalen Qualitäten zu entwickeln. Der Bedeutung einer Reihe einzelner, vor allem auf den Bereich des Domänenwesens bezogener Bildelemente wird darüber hinaus im zweiten Teil der Studie vertieft nachgegangen, in den Kapiteln «Natur als Naturalie» (S. 100–123) bzw. «Klassifizierung und Mythisierung von Natur» (S. 124–157).

Der zweite Teil der Studie (S. 85–174) befasst sich mit «bildübergreifenden Zusammenhängen». Schon die Analyse der oben genannten Bildkomplexe legte die Vermutung nahe, dass die einzelnen Motive der Darstellung Teile eines «Bedeutungsgeflechtes» sind, ein Gedanke, der im einleitenden Kapitel des zweiten Teils (S. 85–99) weiterverfolgt und zusätzlich an mehreren Graphiken anschaulich gemacht wird. L. Schneider kommt zu dem Schluss, dass die Darstellungen ein kommunikatives System bilden, das «aus einem begrenzten Set von Einzelelementen» aufgebaut ist, dessen Zentrum die Villa bzw. Domäne darstellt. Die einzelnen Motive sind in der Weise auf das System bezogen, dass – im extremen Fall – zu einem vereinzelt auftretenden Motiv der gesamte Schatz der übrigen Elemente assoziiert werden kann. Dem ist im Prinzip zuzustimmen; darüber hinaus eröffnet dieses Ergebnis Perspektiven für die weitere Erforschung der spätantiken Bildwelt. Denn an manchen Stellen scheint die Möglichkeit anderer Bezugssysteme auf. Wie die Venus innerhalb des Systems Domäne auf zwei eng miteinander verknüpfte Unterbereiche verweist (Liebe/Ehe bzw. Erträge der Gewässer), so kann etwa eine Jagdszene als einzelnes Bild auf ein weiteres Bezugssystem, den städtischen Bereich der Arena → Virtusvorstellungen verweisen. Am Rande des von L. Schneider ausschliesslich behandelten Bezugssystems Domäne werden weitere Bezugssysteme erkennbar, die, wie man vermuten darf, auf dieselbe Art und Weise funktionierten.

Das abschliessende Kapitel des zweiten Teils (S. 158–174) misst die behandelten Bildkomplexe und ihre Aussagen an der Kenntnis,

die der moderne Historiker von der Spätantike hat, und stellt die Frage nach dem Verhältnis der Bilder zur Realität bzw. der Gesellschaft, in der diese Bilder eine Funktion ausübten, zu ihr. Gemessen an den krisenhaften Entwicklungen im 4. und 5. Jh. bestimmt L. Schneider die Bilder als eine Scheinwelt, die die Frage nach den Zusammenhängen und Bedingungen des Gesellschaftssystems und so auch reflektierende Kritik ausschliesst, vielmehr der Demonstration und Erhaltung bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse und Interessen dient. Die Interpretation gerät damit zugleich zu einer Kritik. Der von Semiotik und Strukturalismus geprägte Untersuchungsansatz macht hier letzten Endes deutlich, dass die Wertvorstellungen und Menschenbilder, die Untersuchungsgegenstand und Untersuchendem zugrundeliegen, unvereinbar sind. Es ist dankenswert, dass der Autor nicht den Versuch unternimmt, die Darstellungskomplexe «aus ihrer Zeit heraus» zu verstehen. Auf diese Weise führt die Untersuchung nicht nur zur Rekonstruktion spätantiker Denk- und Bildsysteme, sondern zu Einsichten, die den modernen Rezipienten zu Reflexion und Stellungnahme zwingen.

Es ist zum Schluss noch ein Wort zu der manchmal etwas befremdenden Sprache der Studie zu sagen, die auf die Begrifflichkeit von Semiotik und Strukturalismus, die der Autor für die Archäologie fruchtbar zu machen versucht, zurückzuführen ist. Die Ergebnisse, die L. Schneider erzielt, mögen die Anwendung der Terminologie vollauf rechtfertigen, doch bleibt nach der Notwendigkeit der gewählten Terminologie zu fragen, zumal sich alle Erkenntnisse Schneiders ohne Schwierigkeiten mit herkömmlichen Begriffen darlegen liessen. Da der Autor jedoch nie in ambitionierte Unverständlichkeit verfällt, sollte sich niemand von der Lektüre abschrecken lassen. Der Gewinn ist in jedem Falle grösser als die anfängliche Irritation.

Dagmar Stutzinger

*

LUKAS HÖGL: *Burgen im Fels*. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, herausgegeben vom schweizerischen Burgenverein, Band 12. Mit Beiträgen von LOTHAR DEPLAZES, PETER KAISER, ROBERT KROPF, PHILIPPE MOREL, VITTORIO F. RASCHER, WERNER SCHOCH und WALTER WILDI. (Walter-Verlag, Olten 1986). 220 S., 164 Abb., 31 Pläne.

Bis anhin sprach man von Höhlen- und Grottenburgen. Es handelt sich «um eine Gruppe von Bauten, an deren Gestalt die Natur in Form des felsigen Baugrundes gewichtigen Anteil hat, und zwar in der Weise, dass dieser neben dem Boden auch zumeist eine Wand und die Überdeckung der Anlage oder wenigstens ihrer wichtigsten Teile bildet... Es sind wehrhafte Bauten verschiedener Art aus der Zeit des hohen und späten Mittelalters.» Die Arbeit beschränkt sich bewusst auf diesen Wehrbautyp im Gebiete der Schweiz. Dies bedeutet, dass die natürliche Höhlenburg, die Grotten- und Balmburg behandelt wird, die künstlich ausgehauene Burg dagegen nur am Rande berührt werden kann. Der Autor fasst die oben angedeuteten Bautypen im Oberbegriff «Höhlungsburgen» zusammen.

Im Wesentlichen finden sich die Höhlungsburgen in den Kantonen Wallis, Tessin und Graubünden. Vereinzelt liegen in den Kantonen Bern, Solothurn, Baselland und Zürich.

In einem sauber beschreibenden und mit Bild versehenen Katalog werden die 40 Objekte vorgestellt (Name, Gemeinde, Koordinate, Höhenkote, Beschreibung, geologische Situation, Einordnung, Sagen und Berichte, Literatur). Dazu gehören die Aufnahmepläne und der von mehreren Mitautoren verfasste Katalog der Kleinfunde. Im zweiten Teil werden die Bauten beschreibend besprochen. Der dritte Teil bringt diese «Burgen» mit ihrem Umfeld in Beziehung, wobei insbesondere die Funktion und die geschichtliche Stellung beurteilt werden.

Da das schriftliche Quellenmaterial recht spärlich vorliegt, wird ein nicht unbedeutender Teil der Beurteilung auf die baulichen Belange verlegt. Das zeigt sich in der Wahl der behandelten Fragen (Umgebung des Bauplatzes, Konstruktion – mit verschiedenen Unterkapiteln: Bauplan, Gestaltung usw.; dies ist verständlich und gut, ist doch der Autor diplomierter Architekt).

Wenn schon die schriftlichen Quellen zahlenmässig gering sind, wird die Datierung sehr erschwert. Allfällige Kleinfunde können dann wichtige Erkenntnisse vermitteln. Ein recht umfangreicher Katalog liegt von Malvaglia, Casa dei Pagani, vor und erfasst Lavez, Keramik, Metalle, Holz, Leder, Textilien, Papier, Pergament sowie Pflanzen und Tierknochen. Von andern Siedlungsplätzen sind nur wenige Streufunde erfasst.

Dennoch sind genauere Datierungen z.B. für die Tessineranlagen äusserst schwierig. C-14-Werte von Hölzern aus Dongio 1 lassen eine erste Zeitspanne von 875–1055 offen, doch scheint das 11. Jahrhundert am wahrscheinlichsten. Ein weiterer Ausbau wird in der Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert vermutet.

Im Wallis gaben archäologische Feststellungen bessere Indizien. Bei Mollens eingebaute Hölzer stammen aus der Zeit kurz vor 1200. Im Leukerbad 1 datiert ein Türbalken ungefähr aus 1330. Für sämtliche Walliser Höhlungsburgen ist die Entstehungszeit ins späte Mittelalter zu setzen.

Mit der Frage der Datierung geht auch jene der Nutzung einher. Die meisten Höhlungsburgen der Schweiz, ausserhalb des Tessins und Wallis, sind archivalisch als Feudalburgen belegt. Sie reichen von der Jahrtausendwende (Balm SO) bis ins 14. Jahrhundert (Kropfenstein GR). Entgegen landläufiger Ansicht haben die baulichen Untersuchungen ergeben, dass sie gar nicht besonders primitiv und «von niedriger Funktion» waren. Die Bauten im Tessin und Wallis, wo schriftliche Hinweise fehlen, galten bislang als «Signalposten, Hexengefängnisse, Wohnungen der letzten Heiden (case dei pagani), aufgegebene Bergwerke, urgeschichtliche Siedlungen und Wohnungen von Zwergen und Feen (grottes aux Fées)». Högl meint zu Recht, im Wallis seien einzelne Höhlungsburgen als Wachthäuser an Durchgangswegen, die Mehrheit jedoch ganz abseits von Verbindungen als Verstecke in gefährlichen Zeiten errichtet worden. Ein treffliches Beispiel zur ersten Gruppe bildet Leukerbad 1 am Gemmipass, die mit der gesicherten Erbauungszeit um 1330 die Eröffnung der Route durch die Daubenwand, entgegen der bisherigen Meinung, um 200 Jahre früher zu datieren erlaubt. Für die Begründung zur Erbauung der zweiten Gruppe liefert Peter Kaiser den historischen Hintergrund. Die im Hochmittelalter mit Raub, Brand und Mord geführten Fehden zwischen Grafen, und seit 1416 Herzogen von Savoyen mit den Fürstbischöfen von Sitten führten zu einer dauernden Verunsicherung der Bevölkerung, welche nach Aussage des Bischofs 1376 die Erinnerung an friedliche Zeiten ganz verloren hätte. Flohen an andern Orten die gefährdeten Landleute in die ummauerten Städte, so war es für viele Walliser Bauern einfacher, sich in die näher gelegenen Wälder und die abseits der Heerstrasse liegenden Höhlen abzusetzen. Diese mit Stein und Holz verstärkten Höhlungen zeigen denn auch Merkmale bäuerlicher Bauweise.

Die umfangreiche, mit guten Plänen und über 160 Abbildungen versehene Untersuchung zeigt, trotz mangelhafter schriftlicher Quellenlage, vielfach nur auf der Beurteilung baulicher Gegebenheiten basierend, verblüffend viele neue Erkenntnisse. Sie bringt durch die vielschichtige Betrachtungsweise (Bauplatz, Bauplan, Konstruktionsmerkmale in Stein und Holz, mündliche und schriftliche Überlieferung, geographische und historische Umwelt, teilweise archäologische Erforschung, Dendrochronologie und C-14-Methode) eine klare Trennung in adelige, fachmännisch errichtete Wohnsitze und bäuerliche Notmassnahmen, wobei bei den Anlagen der zweiten Gruppe im Tessin die Bauweise «schlecht und ungelent» im Wallis «eher flüchtig, weniger ungekonnt und als

sorglos» erscheint. Nur jahrelanges, vergleichendes Studium der Objekte an Ort erbringt solche Resultate. *Hugo Schneider*

*

VEIT FUNK: *Veit Stoss. Der Krakauer Marienaltar*. (Herder Verlag, Freiburg/Basel/Wien 1985). 132 S. 48 Farbseiten. 17 Schwarzweissabbildungen.

Das Buch will kein neuer wissenschaftlicher Beitrag zu Veit Stoss sein, was schon aus dem genauen Buchtitel «Veit Stoss. Der Krakauer Marienaltar. Beschrieben und gedeutet von Veit Funk» hervorgeht. Pfarrer Funk will einem breiten Publikum den Krakauer Altar nahebringen. Er deutet den Altar von seinem Inhalt her. Bildtexte, Apokryphen und weitere theologische Texte setzt er mit den einzelnen Bildern in Zusammenhang. Für den Autor stehen nicht das Gesamtwerk, sondern die einzelnen Szenen im Vordergrund. Michael Baxandall¹ Hinweis, dass der Flügelaltar in seiner optischen Wirkung auf den Betrachter im Schiff Bezug nimmt und dass die Figuren im Schrein und an den Flügeln in verschiedenen Realitätsgraden dargestellt sind, bleibt unberücksichtigt. Die Vorzüge des Buches liegen darin, dass dem Leser bis ins Detail jedes einzelne Bild erläutert wird. Unterstützt wird dieses Bemühen durch einen reichen Abbildungsteil, der jede Szene farbig abbildet. Die Texte werden zusätzlich als ausführliche Bildlegenden zusammengefasst. Primat hat bei Funks Interpretation die Schriftquelle, während die nicht minder wichtige Bildtradition nur sporadisch zur Interpretation herangezogen wird. Wo Schrift und Bildquelle schweigen, gleitet die Interpretation gelegentlich ins Anekdotische (z.B. S. 48, Zwiesprache zwischen Nikodemus und Joseph von Arimathia bei der Beweinung Christi) ab.

Die künstlerische und stilgeschichtliche Bedeutung des Krakauer Altares ist bei dieser Darstellung von untergeordneter Bedeutung. Die der Interpretation des Krakauer Altares vorangestellten Angaben über die Biographie und Kunst von Veit Stoss halten sich im konventionellen Rahmen. In einem Schlusskapitel wird über das Schaffen von Veit Stoss seit seiner Rückkehr im Jahre 1496 nach Nürnberg berichtet. Der Verdienst des Buches liegt eindeutig darin, den Inhalt der einzelnen Szenen des Krakauer Altares wieder einem breiteren Publikum nahezubringen. *Rolf E. Keller*

*

FRANCO CAJANI. *La bottega dei Seregnesi nell'ambito della pittura del Quattrocento lombardo* Edizioni besana brianza (Seregno/Milano 1986). 334 Seiten, zahlreiche schwarzweisse Abbildungen.

Mit diesem Bildband nimmt der Autor, Professor Franco Cajani – verantwortlicher Leiter der Kulturrevue «I Quaderni della Brianza», Seregno –, eine Standortbestimmung, was die Wandmalerei der Seregnesi im Kanton Tessin und Graubünden betrifft, vor. Das vorliegende Buch vermittelt zum erstenmal eine vollständige Übersicht über das Schaffen dieser Künstlergruppe in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in unserem Land. (Siehe dazu ZAK Band 43 1986 Heft 2: Cristoforo und Nicolao da Seregno. Zwei Maler des Quattrocento im Tessin, S. 195ff.)

In der *Einleitung* trägt F. Cajani die wichtigsten Forschungsergebnisse zusammen und kommentiert sie. Dabei geht er besonders auf die Arbeit der Kunsthistoriker Virgilio Gilardoni und Luigi Brentani ein, der 1915 ausführlich dazu Stellung nimmt. Die Künstlerfamilie aus Seregno siedelte sich schon früh (1292) in Lugano an. Vor

allem Gilardoni weist auf das kulturelle Klima dieser Zeit in der italienischen Schweiz hin. Eine ganze Gruppe von Künstlern aus Mailand arbeitete im Quattrocento in diesem Raum. Es ergab sich eine ganz besondere Situation: Die modernen Auffassungen der Emigranten vermischten sich mit lokaler und rustikaler Tradition. Dieser Aspekt wurde bisher nicht näher untersucht.

Die Künstler arbeiteten in der Folge nach Vorlagen, mit denen sie so vertraut waren, dass sie offensichtlich Mühe empfanden, sich davon zu lösen. Ihre Kunst war nicht auf der Höhe der italienischen Meister des Quattrocento. Die Seregnesi führten vielmehr die italienische Tradition fort, die byzantinisch beeinflusst war (Cristo Pantocrator der Kathedrale von Monreale). Sie, die «cosiddetti pittori minori», fassten ihre Arbeit zur Ehre Gottes und als Verbreitung des Christentums auf. Oft führten sie Aufträge von frommen Leuten und Wohltätern aus, ohne auf bereits bestehende Freskenzyklen zu achten. Ihre Arbeit blieb nicht ohne Einfluss auf Künstler der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts (Antonio und Giovanni Antonio da Tradate).

Es folgt als *Hauptteil* eine Werkauswahl (61). Der Leser findet jeweils eine ausführliche Beschreibung zu jedem Fresko im Umfeld des Gebäudes, in dem es zu finden ist. Der Autor zitiert Zuschreibungen und stellt Vergleiche der besonderen Stilmerkmale an. Besonders möchte ich die sorgfältig geführte Bibliographie erwähnen, die in den Anmerkungen integriert ist.

Im *Anhang* finden wir zwei Kartenausschnitte (Kanton Tessin und Graubünden) und drei Hinweise auf Werke, die verlorengegangen sind und von denen nur noch dokumentarische Bemerkungen vorliegen.

Der Autor stellt am Schluss seiner Einleitung einen zweiten Band in Aussicht. Es wird die Aufgabe sein, den Kreis der beiden Seregnesi Maler, Cristoforo und Nicolao, zu erweitern, das heisst, ihre Werke von anderen Zuschreibungen zu trennen. Berücksichtigt werden muss in erster Linie die «Einrahmung» der Fresken, die als eine Art Unterschrift gilt.

Zum Schluss möchte ich zwei kritische Bemerkungen anfügen: Die Bildqualität lässt trotz schwieriger Aufnahmesituation (schlechter Zustand der Wandmalereien/Wölbungen etc.) hie und da leider zu wünschen übrig. Mir persönlich fehlt die Erwähnung der Bruderschaftskapelle S. Pietro (Sonvico). Hier findet sich eine interessante Darstellung der heiligen Lucia und des heiligen Sebastians. *Raphael Rezzonico*

*

BENNO SCHUBIGER: *Die Jesuitenkirche in Solothurn. Geschichte, Bau und Ausstattung der ehemaligen Kollegkirche und des Jesuitenkollegiums*. Mit einem Vorwort von HANS MARTIN GÜBLER. (Vogt-Schild Verlag, Solothurn 1987). 104 S., 83 Abb. (davon 8 in Farbe).

Vor drei Jahrzehnten, 1957, ist der bisher einzige Band der Kunstdenkmäler des Kantons Solothurn erschienen (Bezirke Thal, Thierstein und Dorneck). Sein Verfasser, Dr. Gottlieb Loertscher, wurde in der Folge als kantonaler Denkmalpfleger mehr als voll in Anspruch genommen, so dass er an eine Weiterführung der Inventarisierung nicht mehr denken konnte. 1984 ist mit der Anstellung von Dr. Benno Schubiger ein neuer Anlauf genommen worden. Als Inventarisations-Neuling musste er vorweg ein Probemanuskript über das künstlerisch wohl bedeutendste Baudenkmal des Kantons, die Jesuitenkirche in Solothurn, ausarbeiten. Daraus ist die kürzlich erschienene knappe Monographie von Kirche und Kolleg der Jesuiten in der Ambassadorsstadt erwachsen, die es hier anzuzeigen gilt.

Das schmale Bändchen ist sehr viel ergiebiger, als es mit seinen nur gerade 104 Seiten erwarten lässt. Das ist einer ingeniosen, nachahmenswerten Textgestaltung zu verdanken. Der Textspiegel

¹ Michael Baxandall, *Die Kunst der Bildschnitzer*, München 1984, S. 342/3.

ist zweispaltig, wobei die breite Hauptspalte dem durchgehenden Text vorbehalten ist; die schmälere Randspalte wird aber nicht, wie man das heute oft antrifft, für Anmerkungen verwendet (oder besser: verschwendet, weil sie oft leerbleibt). Schubiger benutzt diese Randspalte, die sich durch einen kleineren Schriftgrad von der Hauptspalte abhebt, für Exkurse, Listen und Nebentexte aller Art, so etwa – um nur einige herauszugreifen – Solothurn und das Jesuitenkollegium betreffende Stellen in zeitgenössischen Reiseberichten, oder ein ausführliches Verzeichnis der Thesenblätter aus dem Solothurner Kollegium, oder ein Gutachten von 1844 zur Fassadenrestaurierung, oder ein Titelverzeichnis der Theateraufführungen am Kollegium von 1647 bis 1773. Auf Anmerkungen hat Schubiger aber nicht verzichten können und wollen. Sie finden sich, 257 an der Zahl, zusammen mit dem Quellen- und dem Literaturverzeichnis sowie einem hochwillkommenen Künstlerregister am Schluss des Bandes.

Die oben erwähnten, in der Marginalspalte behandelten Themen und vorgelegten Materialien geben einen Begriff von der Breite, in der Schubiger vorgegangen ist. Es war sein Anliegen, dem Leser mehr als nur eine kunsthistorische Abhandlung und Aufzählung zu bieten, vielmehr die sichtbaren Baudenkmäler und ihre Ausstattung als Zeugen des religiösen, geistigen und kulturellen Lebens Solothurns prägenden Wirkens der Jesuiten ins Licht zu stellen. Das besondere Verdienst Schubigers besteht nun aber darin, dass er nicht einfach einen historischen, politischen und kulturellen «Hintergrund» skizziert, der sich vom kunsthistorischen Gegenstand und seiner Darstellung ablösen lässt, sondern dass er im Sinn einer ganzheitlichen Geschichtsbetrachtung die grundlegende Komplexität und Bedingtheit dieser zusammenwirkenden oder manchmal auch widerstrebenden Kräfte sichtbar macht. Damit geht er einen grossen Schritt über den Auftrag der Kunstdenkmälerinventarisierung hinaus, und darin besteht wohl auch die vom Autor erwähnte Ausweitung des Inventarmanuskripts zur vorliegenden Publikation. Indessen macht gerade der konkrete Fall der Solothurner Jesuitenkirche deutlich, dass die Grenze zwischen Inventar und ganzheitlicher Erfassung eines Kunstdenkmals nicht leicht zu ziehen ist – eben wegen der erwähnten Komplexität. Die besondere künstlerische Gestalt der Kirche findet nämlich ihre Erklärung in der Organisation und den Baugewohnheiten des Jesuitenordens.

Das erste Anliegen der Publikation ist es gewiss, den gebildeten und anspruchsvollen Laien in lebendiger Weise durch die Kirche und die Gebäulichkeiten des ehemaligen Kollegiums (zu denen auch das heutige Stadttheater gehört) zu führen und sie in ihren ursprünglichen Sinnzusammenhang zu stellen. Diesen Anspruch erfüllt sie voll und ganz, aber nicht durch Verzicht auf wissenschaftliche Sorgfalt (womit dem wirklich gebildeten Leser allemal nur ein Bärendienst erwiesen wird), sondern durch einen verständlichen Vortrag klarer Gedanken, durch die Fähigkeit, Akzente zu setzen und alles seinem Bedeutungsrang entsprechend zu behandeln, und schliesslich durch eine überaus lebendige, anschauliche Sprache. Ich meine, es zeichne ein Buch aus, wenn man von ihm sagen kann, man habe nicht nur viel aus ihm erfahren und gelernt, sondern es auch mit Vergnügen gelesen.

Aber auch die Fachkollegen lässt Schubiger auf ihre Rechnung kommen, einmal mit der sorgfältigen Erfassung des Bestandes und der Darstellung der Baugeschichte, vor allem aber durch das mutige Anpacken der kunstgeschichtlichen Probleme, an denen die Solothurner Jesuitenkirche ja bekanntlich reich ist. Letzteres geschieht sehr gedrängt in der abschliessenden «Würdigung und Einordnung der Jesuitenkirche», in die Schubiger die reichen Ergebnisse seiner Forschungen einbringen konnte. Die Planungs- und Baugeschichte der Kirche ist um wichtige neue Elemente bereichert und präsentiert sich jetzt klarer und überzeugender als bisher. Schubigers Versuch, die formal und kunstgeschichtlich ganz

ungewöhnliche Kirchenfassade mit Münchener Anregungen, insbesondere Enrico Zuccallis Fassadenentwurf für die Theatinerkirche, zu erklären, vermag den Rezensenten freilich nicht zu überzeugen. Er sieht, wie schon vor vierzig Jahren, immer noch eine stärkere Anlehnung an französische Vorbilder, vor allem an Fassaden von Jacques Lemercier (z.B. Richelieu, Abb. bei HAUTECOEUR, *Histoire de l'Architecture Classique*, Bd. I/2). René Schiffmanns Fund eines frühen Fassadenentwurfs für Solothurn im Archiv des französischen Aussenministeriums (vgl. ZAK 33, 1976, S. 297) hat ihn darin nur noch bestärkt: Warum schickten denn die Solothurner Jesuiten einen Entwurf für die (vom französischen König gestiftete!) Kirchenfassade an Colbert, wenn sie nicht – in kluger jesuitischer Taktik – die Absicht hatten, dem König oder seinem Minister damit zu gefallen? Das war aber wohl nicht der Fall, und deshalb orientierte man sich in der Folge an französischen Mustern. – Keinen Widerspruch wird Schubiger sicherlich mit seiner Deklaration zum Verhältnis von Jesuitenkirche und «Vorarlberger» Wandpfeilerhalle finden. Damit erledigt er endlich eine kunstgeschichtliche Vernebelung, an der man schon kaum noch Anstoss genommen hatte.

Das wertvolle, auch gut illustrierte und sehr ansprechend gestaltete Buch lässt uns den nächsten Band der Kunstdenkmäler des Kantons Solothurn mit grosser Spannung erwarten.

Hanspeter Landolt

*

BENNO FURRER: *Die Bauernhäuser des Kantons Uri*. Reihe «Die Bauernhäuser der Schweiz», Band 12. (Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Krebs AG, Basel 1985). 507 S., 1107 Abb. und Karten, 2 Farbtafeln, 1 Faltkarte.

Der Urner Band von Benno Furrer ist mit 507 S. und 1107 Abbildungen ein gewichtiges Werk, sowohl an Umfang wie an Fülle und Bedeutung des eingebrachten und bearbeiteten Materials. Dabei fällt die Ausgewogenheit zwischen dem zusammenfassenden, auf Grundsätzliches zielenden Text und den bildlichen und planlichen Einzelbeispielen auf. Gemäss der Gesamtanlage der Reihe nähert sich der Band von knappen Gesamtüberblicken, von der Gelände- über die Siedlungsformation her den Einzelbauten, deren materialmässige Voraussetzungen, deren Erstellung, deren Aufbau bis in die konstruktiven wie ausstattungs-mässigen Detailformen, ebenso wie die verschiedenen Gebäudegattungen, breit aufgefächert werden. Dabei werden jedoch bemerkenswert neue Akzente gesetzt. Dies bereits bei den bisher noch zu wenig beachteten Einfriedungen, deren verschiedenartige Formen, die auch im Urnerland teilweise vom Verschwinden bedroht sind, in Bild und Text differenziert vorgestellt und in ihren Funktionen ausgeleuchtet werden. Ebenso umsichtig werden die Zeichensteine – runenhafte Einritzungen an Felsen oder Findlingen –, eine in Uri zu beobachtende Eigenart früheren Brauchtums, behandelt und ihre Deutungsmöglichkeiten erörtert.

Im Kapitel Hausbau, das Materialbeschaffung, Rechtliches und Finanzierung miteinbezieht, liegt das Schwergewicht auf der alpenländischen Blockbauweise. Ihr Bauprinzip wird bis hinein in handwerkliche Details und Besonderheiten teils erstmals in anschaulichen Planzeichnungen dargestellt und erläutert. Von hervorstechenden Einzelmerkmalen wird auch das zeitliche Vorkommen untersucht, inwieweit sie Hinweise auf das Alter eines Hauses bieten können. Grosse Aufmerksamkeit wird auf die Untersuchung der Vorkragung des Blockbaus über den Steinsockel gelegt: 1. an der giebelseitigen Hauptfront, bis anhin als Eigentümlichkeit des Reusstals (Gotthardhaus) bezeichnet, 2. an der Traufseite, wo sich die Auskragung in der Regel bloss einseitig und bloss im Kammergeschoss vollzieht, indem der Laubenbereich dem Haus inkorporiert wird.

Da im Kanton Uri jedoch die Mischbauweise vorherrscht, der rückseitige, die Küche enthaltende Gebäudeteil ganz oder teilweise in Stein errichtet wurde und überdies der Steinbau sowohl für gehobene Wohn- wie für Gewerbe zwecke stets wieder angewendet wurde, ergeben sich auch in den Materialanteilen sehr variantenreiche Verhältnisse. Unter den behandelten Ausstattungselementen ist als ausgesprochen neu und sehr informativ das Kapitel zum Buffet hervorzuheben. Der Gesamtbestand wird zu einzelnen Haupttypen und Unterformen geordnet und schematisch dargestellt. Zum Vorschein kommt eine geradezu verblüffende Vielfalt. Wiederum sucht Furrer das zeitliche Auftreten in einer Tabelle vorsichtig festzuhalten. Auch der Besonderheit des «Pestlochs», einer durchreicheartigen verschlossenen Öffnung, die vom Hinterhaus in die Stube führt und an älteren Holzhäusern bis etwa um 1600 festgestellt werden kann, geht der Verfasser erstmals eingehender nach.

Im Bereich der Hausformen wird die Ausbildung der Grundrisse und der Raumbeziehung von Wohn- und Kammergeschoss in zahlreichen vorkommenden Varianten planlich ausgebreitet. Aufschlussreich und neu sind auch die Darlegungen über die seltenere Sonderform der Mehrfamilienhäuser, am frühesten und häufigsten des vertikal geteilten Doppelwohnhauses, wie auch verschiedenartiger, oft recht ungewöhnlicher Horizontalunterteilungen.

Da in Uri das Land dreistufig, im Tal, auf den «Bergen» (Mittellage) und auf der Alp bewirtschaftet wird, spielen hier auch die Temporärsiedlungen, die Berghäuser und Sennhütten, eine erhebliche Rolle. Diese Bauten werden erstmals auf ihre Besonderheiten hin erforscht. Sie nehmen im Band entsprechend breiten Raum ein, dürften zu jenen Kapiteln gehören, die für die Bauernhausforschung Neuland erschliessen.

Bei den Ökonomiegebäuden wird neben den Heugaden/Ställen, die gemäss der jahrhundertalten Dominanz der Graswirtschaft im Vordergrund stehen, auch das ganze Spektrum kleinerer Objekte erfasst, wie Brennereien, Bienenhäuser, Dörröfen, Brunnentröge. Ästhetisches ist für die Auswahl nie bestimmend, das Augenmerk gilt dem Funktionellen, dem für Arbeitsablauf und Lebensgebrauch Dienlichen, womit grosse Lebendigkeit und ein ungewöhnlicher dokumentarischer Wert gewährleistet ist. Der kenntnisreiche siedlungsgeschichtliche Überblick entstammt der Feder des Urner Staatsarchivars Dr. Hans Stadler.

Wünschbar wäre, dass bei den zahlreichen, zumeist Einzelfragen geltenden Abbildungen die Legende sich nicht bloss auf die Ortsangabe beschränkte, sondern in einigen Stichworten auch auf die besonders zu beachtenden Elemente hinweisen würde. Wenn es beim Urner Bauernhaus, wie in allen Bänden dieser Reihe, vor allem darum geht, die Vielfalt der einzelnen Bauernhauslandschaft aufzuzeigen, so vermisst man doch eine photographische Zusammenstellung einiger besonders typischer Bauten, etwa in der abschliessenden Zusammenfassung über die Hauslandschaften Uris. Die zwar zahlreichen Abbildungen von Häusern sind stets im Zusammenhang mit der Erörterung bestimmter Einzelprobleme, sozusagen gestreut, wiedergegeben. Eine Zusammenstellung von Ansichten wesentlicher und charakteristischer Bauten würde den Eindruck, den der Leser vom Urner Bauernhaus gewinnt, vermehrt verdichten. Furrers Buch bietet eine Fülle an textlicher und bildlicher Information. Hierin liegt für das Urner Bauernhaus ein grundlegendes Werk vor, es lenkt darüber hinaus die Bauernhausforschung auf zahlreiche neue Aspekte. Zu vermerken ist noch, dass sich Urner Bauernhausforschung und Urner Kunstdenkmäler-Inventarisierung um Koordination bemühen. Sowohl die Auswahl der Objekte für die Holzaltermittlung, die hier erstmals in einem Bauernhausband angewendet wird, erfolgte gemeinsam, auch für das Planmaterial wurde teilweise eine gemeinsame Benützung vorgesehen, und insbesondere erwies sich der Informa-

tionsaustausch von Autoren, die von sehr unterschiedlichen Blickpunkten her sich teilweise mit denselben Bauten befassen, als nützlich. Die Zusammenarbeit zwischen Bauernhausforschung und Kunstdenkmäler-Inventarisierung dürfte sich auch bei künftigen Bearbeitungen empfehlen.

Helmi Gasser

*

Historische Technologie und Konservierung von Wandmalerei. Vortragstexte der dritten Fach- und Fortbildungstagung der Fachklasse Konservierung und Restaurierung, Schule für Gestaltung Bern, 5. und 6. November 1984. (Schule für Gestaltung, Bern 1985) 172 S., zahlreiche Abb.

Im November 1984 fand in Bern die dritte Fach- und Fortbildungstagung der Fachklasse Konservierung und Restaurierung der Schule für Gestaltung Bern statt. Die Publikation der 13 erweiterten Vortragstexte liegt seit dem Herbst 1985 vor.

Die Aufsätze sind in der Reihenfolge des Tagungsprogramms wiedergegeben und umfassen Themenkreise wie Baustruktur, Verwitterung und Zerfall von Bau- und Kunstwerken, Techniken der Wandmalerei, Untersuchungsmethoden, Schäden und ihre Ursachen, wobei auch Fallbeispiele sowie Probleme zu speziellen Technologien und Behandlungsmethoden aufgenommen werden.

In einem ersten Aufsatz befasst sich A. ARNOLD mit der «Verwitterung von Bau- und Kunstwerken aus mineralischen Materialien». Einleitend weist er darauf hin, dass Antworten auf konkrete Fragen von Restauratoren und Architekten auf dem Gebiet der Verwitterung und Konservierung allzu oft in Fertigrezepten der industriellen Konservierungsbranche oder in sehr theoretischen maltechnischen Aussagen der Naturwissenschaftler bestehen. Nötig sind aber genaue Kenntnisse, die letztlich nur am Objekt selbst gewonnen werden können, damit zwischen Theorie und Praxis eine tragfähige Brücke geschaffen werden kann. In seinen Ausführungen geht der Autor nacheinander auf Malerei und Intonaco, Verputzanlage und Putzgrund, Mauer, Wand und Baustruktur ein, um zu betonen, wie wichtig es ist, eine Wandmalerei in ihrem jeweiligen Kontext zu betrachten und Schadenssituationen im Zusammenhang zu erkennen. Es wird auf Verwitterungsvorgänge eingegangen, indem allgemeine und anthropogene Verwitterungsfaktoren unterschieden, im einzelnen dargestellt und in Zusammenhang mit Materialeigenschaften gebracht werden. Auch Verwitterungsformen und spezielle Schadenursachen kommen zur Sprache.

In einem zweiten Aufsatz von K. ZEHNDER, A. ARNOLD und H. SPIRIG wird am Beispiel der Krypta des Grossmünsters Zürich der «Zerfall von Wandmalerei durch lösliche Salze» behandelt. Der Zerfall mittelalterlicher Wandmalereien in Innenräumen geht viel rascher vor sich, seitdem sie in unserem Jahrhundert restauriert und an den Bauten verschiedene Massnahmen vorgenommen wurden. Bekannte Ursachen sind die Verwendung moderner Baustoffe, die zu schädlichen Salzen führen, und die infolge von Heizungen periodisch trocken werdenden Raumklimata, die die Kristallisation von Salzen bewirken, die früher unschädlich waren. Anhand der Grossmünsterkrypta wird der Zusammenhang aufgezeigt zwischen Salzsäuren an den Wandmalereien und Steinen, der Mauerfeuchtigkeit und dem Raumklima. Die Schäden und Schadenarten werden beschrieben, und die einzelnen Ausblühungssalze und deren Verteilung ausführlich besprochen. Probleme der Mauer und Oberflächenfeuchtigkeit und des Raumklimas werden anhand genauer Untersuchungen dargestellt und Möglichkeiten ihrer Bewältigung diskutiert.

In einem dritten Beitrag zu diesem Themenkreis beschreibt A. ARNOLD «Auswirkungen moderner alkalischer Baustoffe auf den Zerfall von Wandmalerei». Nachdem auf Salzverwitterung im allgemeinen und auf die wichtigsten Salze in Mauerwerken einge-

gangen worden ist, werden die wichtigsten Baustoffe mit löslichen Alkalien wie Portlandzement und Wasserglas sowie alkalische Reinigungsmittel und die entsprechenden Salze behandelt. Ihr Einsatz an Altbauten als Baumaterial und zum Festigen etc. und ihre Auswirkungen auf die Schadenentwicklung werden diskutiert und mit wertvollen Schlussfolgerungen für die Praxis ergänzt.

P. RASCHLE setzt an den Anfang seines Beitrages «Über Schädlingsbefall an Wandmalereien» eine einfache Einführung in die Lebensweise und Lebensansprüche von Kryptogamen und Mikroorganismen, wobei er Bakterien, Pilze, Algen, Flechten und Moose gesondert behandelt. Als wichtigsten Faktor für die biotische Zerstörung von Wandmalereien nennt er die Feuchtigkeit, wobei stets auch Nährstoffe in Form von Verschmutzung oder Malerei selber vorhanden sein müssen. Auf alle Voraussetzungen für einen Bewuchs wird genauer eingegangen, um mit einem Kapitel über Konservierung und Biozide abzuschliessen.

Zum Thema Untersuchungsmethoden liefert F. MAIRINGER den ausführlichen Aufsatz «Naturwissenschaftliche Untersuchungen an Wandmalereien». Nach einem einleitenden, historischen Abriss über die Entwicklung der Untersuchungsmethoden, die bis heute immer differenzierter geworden und mit immer weniger Substanzverlust verbunden sind, wird zunächst auf Putzuntersuchungen eingegangen. Dem folgen die Methoden zur Malschichtuntersuchung. Herstellung und Auswertung von Querschliffen werden ebenso behandelt wie alle gängigen chemischen und physikalischen Methoden zur Pigment- und Bindemitteluntersuchung. Im Gegensatz zur Identifizierung von Pigmenten gestaltet sich eine verlässliche und sichere Bindemittelbestimmung bei Wandmalereien noch schwieriger als dies schon bei Tafel- und Leinwandgemälden der Fall ist, da zusätzliche Komplikationen und Fehlerquellen auftreten können. Die Verfeinerung der analytischen Methoden bedingt heute mehr denn je eine kritischere Wertung der Analysenresultate, welche ohne interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen Naturwissenschaftlern, Restauratoren und Denkmalpflegern nicht möglich ist. Genaue Auskunft über die zum Thema der Untersuchungsmethoden erschienene Literatur erteilen die 113 Nummern umfassenden Literaturangaben.

«Techniken der Wandmalerei, ihre Schäden und ihre typischen Schadenursachen» handelt O. EMMENEGGER in seinem Beitrag ab. Einleitend stellt er fest, dass die verschiedenen an der Wand vorkommenden Techniken und ihre Terminologie heute noch grösstenteils unbekannt, bzw. verwirrend sind. Die Techniken der drei grossen Gruppen der Fresko-, Kalk- und Secco-Malerei werden einzeln beschrieben, wobei auch historische Quellen zitiert werden. Anhand von Beispielen wird die chronologische Entwicklung und die topologische Verbreitung der verschiedenen Techniken aufgezeigt. In weiteren Kapiteln werden die Schichtenabfolgen von Bildträger und Malerei dargestellt, wobei zunächst vor allem Begriffe wie Sinopie, Pontate und Giornate geklärt werden. Auch die Begriffe zu den einzelnen Malschichten werden historisch hergeleitet, definiert und mit Beispielen belegt. Mit einem wichtigen Kapitel über Schäden infolge maltechnischer Eigenarten und Schwächen schliesst der Autor seinen Bericht.

P. PHILIPPOT legt in seinem Referat über «Grundsätzliches zur Problematik der Behandlung von Fehlstellen an Wandmalerei» einleitend Wert auf die Feststellung, dass die Wandmalerei durch ihre Verbindung mit Architektur eine ganz besondere Bildkategorie darstellt. In dem Masse, in dem sie integrierter Anteil einer Architektur ist, ordnet sie sich einer wesentlich grösseren Gesamtheit unter, welche sie ihrerseits wieder miteinbezieht. Da die ästhetische Wirklichkeit eines Kunstwerkes auf seiner Erscheinungsweise beruht, deren Erfahrbarkeit aber wiederum von seiner Präsentation abhängt, müssen Störwirkungen durch Fehlstellen vermindert und die formale Kontinuität wiederhergestellt werden. Dies muss auch mit Rücksicht auf die Störung der architektonischen Form gesche-

hen. Der Respekt vor dem Kunstwerk als authentischer Schöpfung und als historischem Dokument muss dabei oberstes Gebot sein. – Nach solchen restaurierethischen Überlegungen geht der Autor auf die praktischen Möglichkeiten der Ausführung der Retusche ein, wobei auch hier immer wieder ethische Ansätze wichtig werden. Verschiedene Arten von Fehlstellen und entsprechender Ergänzung kommen zur Sprache sowie die Behandlung von Fehlstellen, deren Ergänzung nicht möglich ist. Bemerkungen zur Retuschier-technik im Tratteggioverfahren und deren Grenzen schliessen den ausführlichen Beitrag ab.

In einem weiteren Beitrag zu den Untersuchungsmethoden geht es um «Möglichkeiten der zerstörungsfreien Voruntersuchung», aufgezeigt «am Beispiel der ottonischen Wandmalereien in St. Georg Reichenau-Oberzell». Sehr genau schildert H. F. REICHWALD dabei den Werdegang einer breiten Dokumentation, die zunächst von der Auswertung vorhandener Literatur, Archivalien, Fotografien und weiterer Quellen ausgeht. Erst dadurch wird der angetroffene Zustand, welcher eine Vermischung verschiedener Restaurierungsphasen darstellt, analysierbar. Die ganze Dokumentationsarbeit wird daraufhin ausgerichtet, dass nicht nur der momentane Zustand mit seinem Schadensbild erfasst wird, sondern alle historischen Abläufe mit ihren Veränderungen und Eingriffen. Dabei wird auf Wiederholbarkeit, Vergleichbarkeit der Untersuchungsergebnisse und die Möglichkeit der Fortführung besonderes Gewicht gelegt, was u.a. dadurch erreicht wird, dass auf genormten Protokollblättern gezielte Fragestellungen beantwortet werden. Ein konsequentes und absolut diszipliniertes Arbeiten und Beobachten ist Voraussetzung für eine solche Untersuchung. Selbstverständlich werden alle Erkenntnisse schriftlich, fotografisch und zeichnerisch festgehalten. Im Fall von St. Georg ergaben die Voruntersuchungen, dass nicht der Originalbestand an Fresken aus der Entstehungszeit der Kirche gefährdet war, sondern die verschiedenen Restaurierungsphasen. Entsprechend wurde ein Konservierungskonzept mit restauratorischen Teileingriffen erstellt.

Das Referat über «Die Kirche St. Jakobus d.Ä. in Urschalling» von J. PURSCHE liefert in Form einer Fallstudie Materialien für die Geschichte einer Gebäudesanierung. Alle Schritte und Massnahmen, die mit dem Ziel der Konservierung der im Innern freigelegten mittelalterlichen Wandmalereien seit 1941/42 am Bau ausgeführt wurden, werden beschrieben. Einige davon, u.a. ein 1967/68 angebrachtes Elektro-Osmose-System, erwiesen sich als verheerend in bezug auf die Durchfeuchtung der Mauern. Es zeigte sich, dass sich erst durch die genaue Kenntnis der hydrogeologischen Gegebenheiten am Ort das Sanierungskonzept, welches in der Folge angeführt wird, erarbeiten liess.

V. SCHAIBLE trägt in einem Referat über Restaurierungsgeschichte «Historisches und Ethisches zur Abnahme von Wandmalerei» bei. Verschiedene Verfahren der Übertragungskunst wie Massello-, Stacco- und Strappoverfahren werden anhand von Quellentexten und vielen belegten Beispielen beschrieben, wobei ruhmreiche «Restauratoren» früherer Zeiten namhaft gemacht und die Entwicklungen auch ästhetischer Zielvorstellungen in verschiedenen Gebieten Europas aufgezeigt werden. Um Sammelleidenschaft zu befriedigen wurden u.a. seit der Mitte des 18. Jhs. örtlich gebundene Wandmalereien in mobiles Kunstgut verwandelt. Erst mit dem ausgehenden 19. Jh. äussert sich erstmals der moderne denkmalpflegerische Wunsch nach physischer Erhaltung schadhafter Wandmalereien durch die Übertragungstechnik. Aber noch in unserem Jahrhundert wurden in bedenklicher Weise und in bedenklichem Ausmass bestens erhaltene Wandmalereien abgenommen und dies aus reiner Neugierde, um darunterliegende Sinopien sichtbar zu machen.

Der Beitrag von CH. HEYDRICH befasst sich mit «Technologischen Beobachtungen an den Ölmalereien Hans Bocks d.Ä. und seinen Söhnen am Basler Rathaus (1608–11) nach seinen eigenen

Aussagen, den analytischen Untersuchungsergebnissen und den Vergleichen mit der zeitgenössischen kunsttechnischen Literatur». Drei Beispiele von Ölfarbenmalerei auf Putz aus der Mitte des 15. bis frühen 17. Jhs., welche sich in Basel erhalten haben, werden in bezug auf ihre Maltechnik untereinander verglichen, indem die einzelnen Schritte in ihrem Werdegang dargestellt und den Aussagen von Hans Bock selber und Angaben aus den «vite» Vasaris (1550) und dem Traktat «El Arte de la Pintura» von Francisco Pacheco (1649) gegenübergestellt werden. Eigene Untersuchungsergebnisse werden dabei miteinbezogen.

U. SCHIESSLs Aufsatz über «Stereochromie» bringt Angaben «Zur Entwicklung der Maltechnik mit Alkalisilikaten und der gleichzeitigen Entwicklung der Irrwege der Putz- und Steinkonservierung damit seit 1825». Entdeckung und Entwicklung von Wasserglas und seinen Anwendungen werden im historischen Ablauf beschrieben. Joh. Nepomuk Fuchs als Erfinder des Wasserglases macht 1840 erstmals den Vorschlag, Wasserglas als Malmittel an der Wand zu gebrauchen und nennt 1855 diese Malart «Stereochromie». Erst die Weiterentwicklungen von Adolf Wilh. Keim verhalfen der «Mineralmalerei» zu besserem Erfolg. Auch die Entwicklung im Bereich der Konservierung von Stein und Wandmalerei mit Hilfe von Wasserglas wird aufgezeigt, nicht ohne auf die damit verbundene Problematik einzugehen.

Mit einer «Bibliografischen Übersicht über die wichtigste Literatur zur Herstellung von Wasserglas und seiner Anwendung in Maltechnik und Wandmalereikonservierung bis ca. 1960» schliesst U. SCHIESSL den Tagungsband ab.

Anna Stoll

*

Johann Joachim Winckelmann 1717–1768. Herausgegeben von THOMAS W. GAEHTGENS. (Studien zum achtzehnten Jahrhundert, herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jh., Band 7.) (Felix Meiner Verlag, Hamburg 1986.) VII + 350 S., 25 Abb.

Vom 17.–19. November 1982 hielt die «Deutsche Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts» in Berlin eine Tagung ab, die dem Werk und der Person Winckelmanns gewidmet war. Es scheint sich dabei eine Art Winckelmann-Renaissance abgezeichnet zu haben, eine Bestätigung dafür, dass sich in den letzten Jahrzehnten die Beschäftigung mit dem Begründer der wissenschaftlichen klassischen Archäologie in mehreren Ländern, nicht nur in Deutschland, intensiviert hat. Zwei Schwerpunkte haben sich dabei abgezeichnet: 1. die Erforschung der Umstände seines Lebens und der zeitbedingten Voraussetzungen seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, 2. die Feststellung der Nachwirkungen seines Wirkens in

der Gegenwart. Grundlage für alle Referenten bildeten dabei besonders die Briefausgabe Walter Rehms und die von diesem und seiner Witwe, Else Rehm, edierten «Kleinen Schriften». Von Wichtigkeit erscheint hier der Literaturbericht von MAX KUNZE (Berlin-DDR), der sich stark auf die vielfältigen Leistungen der in Stendal tätigen Winckelmann-Gesellschaft abstützt, die derzeit unter der Leitung von JOHANNES IRMSCHER, der sich auch selbst zu Wort meldete, sehr aktiv zeigt. Für Kunze ist die von Rehm und Diepolder mustergültig besorgte Briefausgabe eine Hauptquelle für alle Beschäftigung mit Winckelmann, auf der anderen Seite erneuert er die Wertschätzung des schon über 100jährigen Werks von Carl Justi. Man gewinnt den Eindruck, dass über Winckelmann immer noch nicht das Abschiessende gesagt worden ist und dass sich – aufs Ganze gesehen – die Wissenschaft immer noch schwer tut, seine Bedeutung richtig zu bemessen. Auch der neueste Biograph, W. Leppmann, ist fasziniert von den Widersprüchen in der Person Winckelmanns. Die biographischen Einzeluntersuchungen, darunter die wichtige Herausgabe der Mordakten (1964, deutsch 1965), haben diesen Eindruck nur verstärkt.

Von Gewicht sind – neben mehreren anderen an der Tagung gehaltenen Referaten – diejenigen, die Winckelmann in seinem Verhältnis zu den von ihm betriebenen Wissenschaften betrachten und den Unterschied zu deren heutiger Gestalt herauszuarbeiten suchen. Es betrifft die klassische Archäologie, die alte Geschichte und die Kunstgeschichte. Zur letztern äusserte sich der kurz danach verstorbene HERBERT VON EINEM. Er relativiert Winckelmanns Bedeutung aus heutiger Sicht, versteht ihn als «historische Grösse». Seit dem 19. Jh. sei das von ihm vertretene «übergeschichtliche Daseinsverständnis» preisgegeben worden, was soviel heisst wie Verzicht auf dogmatische Überzeugungen. Winckelmann legte an die klassische Kunst einen absoluten Massstab an, wir haben diesen längst aufgegeben. Die differenzierende Betrachtungsweise war ihm fremd, um so mehr war seine Methode beeindruckend und von Grösse geprägt, was ja auch seine erste wichtige Würdigung durch Goethe hervorgerufen hat. Dennoch bleibt er der «Ahnherr der Kunstgeschichte». Er lehrte die Menschheit Kunst als Kunst, als eine edle menschliche Äusserung zu begreifen. Diese Feststellung ist geeignet, die unüberbrückbare Kluft zu unserer heutigen Auffassung zu erkennen, uns auch die Wehmut fühlen zu lassen über die Distanz, die uns von der Winckelmannschen idealen Sicht trennt und in der die sogenannte Krise unseres Kunstverständnisses und auch unserer Kunstgeschichte begründet liegt. In diesem Sinn erlangt das Symposium – über Winckelmann hinaus – eine allgemeine Relevanz; man ist dankbar dafür, dass uns die Referate im vorliegenden Band erhalten sind. Die zukünftige Winckelmannforschung kommt ohne ihn nicht aus.

Lucas Wüthrich